

Aus dem Inhalt:

Die Sonne Gottes und die
Grausamkeiten des Lebens

Der Umgang mit der »Schrift«

Gedenkstein für Philipp Wurst

Lesenswerte Bücher

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Die Sonne Gottes und die Grausamkeiten des Lebens

Wolfram Zoller

Beitrag zu einem Gottesdienst von Amnesty International in Korntal am 16. März 1997

»Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.«

Zu diesem schönen Wort Jesu können einem recht quälende Gedanken kommen. Hat Jesus eigentlich bedacht, daß die Sonne auch verheerende Folgen haben kann, wenn sie ohne Unterbrechung scheint, katastrophale Dürrejahre etwa? Und sind uns nicht noch die Bilder von jenem Campingplatz in Erinnerung, den eine plötzliche Gewitterflut überrollte und ins Verderben riß? Können Sonne und Regen aus Zeichen der Güte Gottes nicht ebenso schnell zu Zeichen einer ungreiflichen Grausamkeit werden? Und ist diese Grausamkeit nicht ein ganz normaler Teil der Schöpfung?

Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, daß Jesus diese Seite nicht auch mitbedacht hätte. Wie aber müßten wir dann dieses Wort verstehen? Ich kann es mir nur so denken, daß Jesus in diesem Satz das *Ganze* der Schöpfermacht Gottes im Blick hatte, und wenn wir dieses *Ganze* bedenken, dann ist in der Tat das Positive weit mächtiger als das Negative, ja es ist die Grundlage, auf der sich alles Negative überhaupt erst entfalten kann. Dürrejahre und Überschwemmungen sind doch nur deshalb so schrecklich, weil sie die *Ausnahme* des Normalen sind, auf das wir uns wie selbstverständlich verlassen. Zuerst kommt immer das wunderbare Geschenk des Lebens, dessen Siegeskraft wir im Frühling in jedem Zweig, jeder Blüte, jedem Vogelruf erleben. Und nicht anders ist es doch in der Regel mit uns selber: Haben wir etwa unser Wachstum selber gemacht? Schlägt nicht unser Herz, funktioniert nicht unser Gehirn *ohne* unser Zutun? Sind Alter und Tod etwa das Ganze oder auch nur das Charakteristische des Lebens? Sind sie nicht vielmehr nur die Abbauerscheinungen? Ja, das Grausame ist wohl ein Teil der Schöpfung Gottes, aber eben nur ein *Teil*. Das *Ganze* aber ist ein Übersäumen des Lebens, eine Flut von Güte, von der wir leben. Wie kleinkariert, wie ichbezogen ist unser Begriff von Gott, wenn wir nur uns selbst und unser kleines Glück oder Unglück zum Maßstab des Ganzen machen.

Viel grausamer noch als die Natur ist freilich der Mensch. Die Natur ist aus der Notwendigkeit der Naturgesetze grausam, aber der Mensch mit Willen und Bewußtsein. Doch ist nicht auch hier das Positive ebenso der Nährboden des Negativen? Der Mensch kann doch nur deshalb so teuflisch sein, weil er das göttlichste Geschenk der Schöpfung erhalten hat: Bewußtsein, Vernunft, freie Entscheidungsfähigkeit, schöpferisches Wollen. Durch diese Gaben der Gottesebenbildlichkeit sind wir auf eine ganz neue Ebene erhoben worden und können und sollen sie nun auch im Sinne Gottes gebrauchen: Hilfsbereitschaft statt rücksichtsloser Kampf, Aufbau des *Ganzen* statt bloßer Durchsetzung der eigenen Interessen,

Hochachtung der Mitgeschöpfe statt Mißachtung. Eine schwindelerregende Erhebung, ebenso schwindelerregend aber auch die Absturzmöglichkeit.

So ist unsere Erde also ein Lern-Ort, eine Entwicklungsschule, eine Chance für das kommende Reich Gottes. Und eben das war Jesu Auftrag, diesen Prozeß entscheidend voranzutreiben und ihm seine wahre Energiequelle zu erschließen, indem er die schöpferische Liebe Gottes gegenwärtig machte, die allem vorausgeht. Deshalb, so denke ich, gehört auch die *menschliche* Grausamkeit zur Schöpfung Gottes, aber als etwas, das *überwunden* werden soll. Und so bescheint Gottes Sonne auch die Folterkammern der Diktatoren, und sein Regen trinkt auch das Gras über den bosnischen Massengräbern.

Leidet Gott an unserer Lernunwilligkeit? Ich weiß es nicht. Menschlich gesprochen: warum nicht? Die Liebe leidet immer am Elend des Geliebten. Gewiß ist dem Glauben jedenfalls: Gott hat Jesus *an* unserem Widerstand sterben und *gegen* ihn auferstehen lassen. Und so denke ich, daß uns Jesus mit dem Wort von der Sonne und dem Regen *über alle* die letzte Überlegenheit der Liebe Gottes über alles Böse und Ungerechte zeigen wollte, gegen das wir angehen sollen, und daß er so den Mut in uns stärken wollte, aus dieser göttlichen Überlegenheit heraus unseren menschlichen Kampf um die Herrschaft der Liebe und Gerechtigkeit zu wagen.

(aus "Freies Christentum", Juli/August 1997)

Der Umgang mit der »Schrift«

Otto Hammer

Von der Synagoge zum Absturzberg, Jesus in Nazareth

»Und [Jesus] kam nach Nazareth, wo er aufgewachsen war, und ging nach seiner Gewohnheit am Sabbat in die Synagoge und stand auf und wollte lesen. Da wurde ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht. Und als er das Buch aufat, fand er die Stelle, wo geschrieben steht [und wo der Prophet Jesaja von sich spricht] (Jes. 61,1+2):

Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen; er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, daß sie frei sein sollen, und den Blinden, daß sie sehen sollen, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn.

Und als er das Buch zutat, gab er's dem Diener und setzte sich. Und aller Augen in der Synagoge sahen auf ihn. Und er fing an, zu ihnen zu reden: Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.

Und sie gaben alle Zeugnis von ihm und wunderten sich, daß solche Worte der Gnade aus seinem Munde kamen, und sprachen: Ist das nicht Josefs Sohn? Und er sprach zu ihnen: Ihr werdet mir freilich dies Sprichwort sagen: Arzt, hilf dir selber! Denn wie große Dinge haben wir gehört, die in Kapernaum geschehen sind! Tu so auch hier in deiner Vaterstadt! Er sprach aber: Wahrlich, ich sage euch: Kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterland. Aber wahrhaftig, ich sage euch: Es waren viele Witwen in Israel zur Zeit des Elia, als der Himmel verschlossen war drei Jahre und sechs Monate und eine große Hungersnot herrschte im ganzen Lande, und zu keiner von ihnen wurde Elia gesandt als allein zu einer Witwe nach Sarepta im Gebiet von Sidon. Und viele Aussätzige waren in Israel zur Zeit des Propheten Elisa, und keiner von ihnen wurde rein als allein Naaman aus Syrien.

Und alle, die in der Synagoge waren, wurden von Zorn erfüllt, als sie das hörten. Und sie standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus und führten ihn an den Abhang des Berges, auf dem ihre Stadt gebaut war, um ihn hinabzustürzen. Aber er ging mitten durch sie hinweg.« (Luk. 4,26-30)

Der Vorgang und seine Hintergründe

Da war Jesus wieder einmal in seine Heimatstadt gekommen. Er besuchte die Synagoge, wo man ihn kannte, und wo er wahrscheinlich schon vorher die Schriftlesung übernommen hatte. Unser Text beschreibt einen ganz normalen Synagogengottesdienst. Jesus hatte sich zur Textlesung gemeldet. Der Synagogendiener bringt ihm die Textrolle. Jesus liest aus der Heilsverheißung des Propheten Jesaja. Dann gibt er die Rolle zurück. Es folgt die Predigt, Jesus muß jetzt den gelesenen Text kommentieren. Sein Kommentar ist ganz kurz. Er lautet: "Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren". Das bedeutet, die verheißene Heilszeit ist bereits da.

Bis hierher ist unser Evangelientext eindeutig. Doch was danach kommt, ist nicht einfach zu verstehen und bedarf der Analyse. Die Widersprüche, die wir auf Anhieb sehen, sind folgende:

- °°° Warum sagen die Leute zuerst bewundernd, daß Worte der Gnade aus Jesu Mund kämen, und später sind sie zornig?
- °°° Und warum glaubt Jesus, seine Zuhörer würden »Arzt hilf dir selber!« denken? Braucht er Hilfe?
- °°° Und warum spricht Jesus plötzlich, ja fast zusammenhanglos, von der Witwe aus Zarepta und von dem syrischen Aussätzigen?
- °°° Und warum waren die Leute, nachdem er Elia und Elisa zitiert hatte, plötzlich so zornig, daß sie ihn zu Tode stürzen wollen?

Die Lösung des Rätsels liegt beim Wort »*Sie gaben alle Zeugnis von ihm*«. Die Quelle, aus der Lukas seinen Bericht schöpfte, war in aramäischer Sprache, der damaligen Umgangssprache in Palästina, geschrieben. Lukas hatte sie 60 Jahre

später ins Griechische übersetzt. Wenn man nun das Wort vom »Zeugnis geben« zurückübersetzt, bekommt man einen Begriff aus der jüdischen Prozeßordnung. Das jüdische Recht kannte weder Staatsanwalt noch Verteidiger, sondern nur Zeugen, die entweder den Angeklagten als Belastungszeugen belasten, oder ihn als Entlastungszeugen entlasten. So kann der Satz »sie gaben alle Zeugnis von ihm« heißen »alle belasteten ihn« oder auch »alle entlasteten ihn«.

Für einen Juden oder Judenchristen, der die Verhältnisse kannte, war klar: Jesus war unter Anklage geraten in der Synagoge. Die Debatte über den Jesajatext war zum Tribunal eskaliert. Die, die Zeugnis gaben von ihm, sprachen alle negativ über Jesus, alle belasteten ihn. Und unter dieser Voraussetzung liest sich auch der Nachsatz anders: sie wunderten sich, sie waren erstaunt, ja sogar entrüstet, daß er so von den Gnadenworten, von den Worten der Verheißung, redete.

Offensichtlich fand Jesus keinen, der ihn verteidigt hätte, der für ihn gezeugt hätte. Alle dachten: der soll sich doch selber verteidigen. Und Jesus sagte, ihr werdet mir jetzt das Sprichwort entgegenhalten »Arzt hilf dir selber!«. Und damit wird auch klar, warum er sagte: »Kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterlande«. Das heißt: ich könnte euch ja sagen, was mich bewegt hat, so zu handeln, aber ihr würdet mich ja doch nicht verstehen und mir nicht glauben.

Und weil ein Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande, beruft sich Jesus auf solche Propheten, die auch in Nazareth mit der höchsten Autorität ausgestattet sind, auf Elia und Elisa. Diese waren zu Fremden, zu einer Phönizierin und einem Syrer freundlich und taten ihnen im Namen und im Auftrag Gottes Gutes, ohne Rücksicht darauf, daß sie Nichtjuden waren. Es ist das entlastende Argument, mit dem sich Jesus verteidigt. Die Anklage muß also logischerweise genau mit diesem Thema zusammenhängen. Mit dem Thema der Haltung zu den Fremden, zu den Nichtjuden, zu den Heiden.

Aber wie wir auch suchen, Jesus hat in unserem Text nichts zu diesem Thema gesagt. Was also war geschehen, warum waren die Leute so aufgebracht? Für uns ist die Antwort versteckt, wir müssen sie suchen. Für einen damaligen Juden oder aus dem Judentum kommenden Christen lag sie auf der Hand. Der kannte diesen großen Jesajatext, aus dem Jesus vorgelesen hatte, auswendig. Wir müssen also das Jesajabuch zu Rate ziehen. Und wenn wir das tun, erkennen wir sofort, was die Leute so aufgebracht hatte: Jesus hatte den Jesajatext *nicht zu Ende gelesen*, wie es sich gehörte. Er hatte mitten im Satz aufgehört. Die Sätze, die Jesus ausgelassen hatte, lauten verdichtet (Jes 61, 2+5+6):

»... zu verkündigen [...] einen Tag der Vergeltung unsres Gottes, zu trösten alle Trauernden. Fremde werden hintreten und eure Herden weiden, und Ausländer werden eure Ackerleute und Weingärtner sein. Ihr aber werdet der Völker Güter essen und euch ihrer Herrlichkeit rühmen.«

Jetzt ist auch für uns klar: die Juden waren entrüstet, weil Jesus sich erdreistet hatte, nur die Gnadenworte der *Heilsverheißung* vorzulesen, die *Rachesätze* aber

wegzulassen. Das war eine Provokation. Jesus hatte sich erlaubt, die Hoffnung auf Rache an den Heiden aus dem Zukunftsbild seiner Zeitgenossen zu streichen und zu verurteilen.

Und sie fragten sich: wer ist denn dieser Jesus, daß er sich so etwas herausnimmt? Das ist doch der Sohn des Zimmermanns Josef. Was erlaubt der sich denn? Was der macht, ist doch eine Verkürzung der Schrift und eine Gotteslästerung. Welche Strafe darauf steht, weiß jeder, auch Jesus. Und sie fordern ihn auf, sich zu rechtfertigen: »So, großer Arzt, jetzt hilf dir selbst!«, wir alle tun nichts zu deiner Verteidigung.

Jesus verteidigte sich nicht mit seiner eigenen Lehre, mit seiner Auffassung von der Heilsverheißung. Er war sich klar, man würde ihn hier nicht verstehen und auch nicht auf ihn hören. Er war sich im klaren darüber, daß »kein Prophet etwas in seinem Vaterland gilt«.

Und deshalb rechtfertigt Jesus sein Verhalten mit dem Hinweis, Elia hätte während einer Hungersnot einer Witwe in Sarepta, im Libanon, im Namen und im Auftrag Gottes aus der Not geholfen. Diese Hungersnot gab es aber auch in Israel, wo es auch viele arme Witwen gab, und da hatte Elia keiner geholfen. Elisa hätte einen aussätzigen Feldhauptmann aus Syrien, durch Gottes Wort und Kraft, im Jordanwasser geheilt, aber keinen der Aussätzigen aus Israel.

Da kocht der Volkszorn über. Man wirft ihm vor, er übe Kritik an der Heiligen Schrift, die ja Gottes Wort ist, und stelle sich über sie. Sie beschuldigen ihn, er mache sich zum Richter über die Schrift. Das aber ist für einen Juden Gotteslästerung. Und auf Gotteslästerung steht der Tod: nämlich Absturz und Steinigung. Wir wissen das aus mehreren jüdischen Quellen dieser Zeit. Und so beschließen sie, ihn zu Tode zu stürzen und führen ihn hinaus zum Absturzberg vor der Stadt, um das Urteil zu vollstrecken.

Das Zornurteil wurde nicht vollstreckt. Unser Text sagt: »Er aber ging mitten durch sie hinweg«.

Das Fazit des Textes

Wir sehen jetzt die Geschichte, die uns Lukas erzählt, in einem neuen Licht. Wir fragen uns: wozu hat er sie erzählt, und warum gerade so? Was wollte er seinen Zeitgenossen, seinen Gemeinden und möglicherweise sogar uns Heutigen damit sagen?

Warum hat Jesus nur die messianische *Heilsverheißung* des Tritojesaja verlesen und die *Racheverheißung* abgelehnt. Beide Verheißungen bilden ein Trostwort an das in der babylonischen Gefangenschaft schmachtende Volk. Dabei liegt in unserem Lesetext keine Sonderaussage vor. Die Racheankündigung durchzieht das ganze Jesajabuch. Knapp hundert Jahre vorher, im Augenblick der höchsten Gefahr, als der assyrische König Sanherib im Jahre 701 v. Chr. die Stadt Jerusalem belagerte, sprach der Prophet (Jes. 35,4):

»Saget den verzagten Herzen: Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott! Er kommt zur Rache; Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen.«

Es handelt sich im einen wie im anderen Fall um ein Trostwort des Propheten, das die damalige Auffassung von der Gerechtigkeit Gottes spiegelt. Der Prophet verweist auf die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes: die Bedrängten wird er befreien, die Unterdrücker wird er bestrafen. Das Volk soll sich freuen. Es wird für seine Beschwerde doppelt und dreifach entschädigt werden, auf Kosten der Heiden.

Jesu Ablehnung der Racheverheißung hängt mit seiner neuen, der besseren Gerechtigkeit der Gottesherrschaft zusammen. Auch für Jesus sind die Begriffe Gottesherrschaft und Gerechtigkeit untrennbar zusammengehörig. Wir denken an den Satz aus der Bergpredigt (Matth. 6,33): *»Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit«.*

Für Jesus ist Gott der Gott aller Menschen und aller Völker: er ist »unser Vater«. Er liebt alle Menschen als seine Kinder, und er will, daß die Menschen sich dementsprechend auch untereinander in Liebe begegnen, selbst wenn sie Feinde sind, selbst wenn der eine dem anderen Böses getan hat. Jesus verwirft die Rache und die Vergeltung als Ausdruck einer überholten Gottesauffassung. Rache und Vergeltung können *nicht* Teil der verheißenen Gottesherrschaft sein.

Wir denken dabei an die Ermahnung aus der Bergpredigt (Mt. 5, 38+39+41):

»Ihr habt gehört, daß gesagt ist: 'Auge um Auge, Zahn um Zahn'. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar. Und wenn jemand mit dir rechten will und dir deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und wenn dich jemand nötigt, eine Meile mitzugehen, so geh mit ihm zwei.«

Einen Höhepunkt findet dieses neue Denken in der fünften Vaterunserbitte: *»Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern«* (Mt. 6, 12)

Rache, Vergeltung und Nachtragen gebären immer neues Unheil, immer neue Zwietracht. Das gilt zwischen Einzelpersonen, das gilt aber auch für ganze Völker. Wer Vergeltung übt und auf Rache sinnt, der programmiert den nächsten Zwist, den nächsten Krieg. Wer Rache nimmt, tut unrecht und handelt unklug: er legt damit den Grund für die Rache der anderen. Friede schafft nur der *Verzicht* auf Rache, das *Hinnehmen* des erlittenen Unrechts, ohne auf Vergeltung zu sinnen. Wer Frieden will, muß auch auf das Recht des Feindes, des Fremden, bedacht sein.

Das Sich-Versteifen auf den Rachededanken, die Berufung auf ein falsch verstandenes Gottesrecht der Vergeltung, die Erwartung eines Heils, das die Rache einschließt, erklärt vieles von dem, was heute im Heiligen Land geschieht. Es ist das von Jesus verworfene Denken, das im Jesajatext niedergelegt ist.

Es gibt noch einen weiteren Aspekt in diesem Text. Die Heilsverheißung ist gekoppelt mit der Erwartung einer mehrfachen Entschädigung des erlittenen Unrechts, auf Kosten der fremden Völker. Der Text gibt die Heiden, die Fremden, die Ausländer den Juden zum Raube. Er degradiert sie zu ihren Sklaven und Tagelöhnern (Jes. 61,5+6):

»Fremde werden hintreten und eure Herden weiden, und Ausländer werden eure Ackerleute und Weingärtner sein. Ihr aber werdet der Völker Güter essen und euch ihrer Herrlichkeit rühmen.«

Lukas mußte in diesem Punkt Klarheit schaffen. In seinen Gemeinden lebten viele griechische Christen und Griechen waren das Ziel der Mission. Er mußte klarmachen, daß der christliche Gott der Gott aller Völker ist, und daß alle Menschen, Juden wie Griechen, in gleicher Weise an der Gotteskindschaft teilhaben. Er mußte auch klarstellen, daß Jesus für alle Menschen seine Frohbotschaft vom gütigen Gott und seinem Reich gebracht hat. Das aber ist nur glaubhaft, wenn Jesus sich von diesem Text der Rache und der Ausbeutung der fremden Völker durch die Juden distanziert.

Lukas hat mit seinem Bericht gezeigt, daß Jesus es ablehnte, einen Text vorzulesen, in dem Gott als rachgierig dargestellt wird. Er lehnte es auch ab, daß seine Landsleute sich auf die Rache freuen und darauf warten, daß ihnen die fremden Völker zur Ausbeutung ausgeliefert werden.

Aber warum mußte Lukas diese Ablehnung der Rache, diese Ablehnung einer auf das jüdische Volk fixierten Gottesvorstellung im Zusammenhang mit der Synagogenszene und einer Schriftlesung bringen. Ich glaube, es ging Lukas um mehr, als nur um die Ablehnung der Racheverheißung. Lukas hat diese Geschichte, die sich in der Synagoge abspielt und im Zusammenhang mit einer Schriftlesung steht, anders als Matthäus und Markus, ausführlich und mit Details gebracht, weil er zeigen wollte, wie Jesus sich zur Schrift stellt und wie er mit ihr umgeht. Lukas will neben den speziellen Aussagen zur Rache und zur Stellung der fremden Völker vor Gott auch eine generelle Aussage zum vorbildhaften Umgang Jesu mit der Schrift herausstellen.

Jesus rechtfertigt den Text nicht, er verdammt ihn aber auch nicht. Er deutelt auch nicht an ihm herum, um ihn irgendwie passend zu machen. Er nimmt ihn so wie er ist. Er setzt sich kritisch und unbefangen mit ihm auseinander, kritisch, aber behutsam. Jesus respektiert die Existenz des Textes, aber er sieht: diese Sätze sind *in* einer ganz bestimmten Situation und *für* eine ganz bestimmte Situation geschrieben. Sie sind von Menschen geschrieben, die ein Ziel und ein Welt- und Gottesverständnis hatten, das ihrer Zeit und den Vorstellungen ihres Raumes entsprach.

Jesus hinterfragte den Text, inwieweit er seiner Jetztzeit im Denken und Wissen und vor allem in der Vorstellung von Gott und der Welt entsprach. Die Heilsverheißung spricht ihn an, die Racheverheißung spricht ihn nicht an. Und weil sie ihm nichts sagt, weil sie nicht zu ihm spricht, liest er sie nicht vor. Er distanziert sich von ihr, ohne sie anzutasten.

Er macht den Text nicht schlecht, er verlangt nicht, daß er aus der Heiligen Schrift entfernt werden solle. Er respektiert diese Sätze als Ausdruck des Gottesbildes und der Ethik früherer Generationen. Auch Lukas bringt keine negative Formulierung zu den weggelassenen Verheißungen. Er weiß, daß für die christliche Gemeinde ein neues Gottesrecht und ein neues Gottesbild gilt. Jesus hat es seinen Jüngern in den Worten der Feldpredigt des Lukas und der Bergpredigt des Matthäus auf den Weg mitgegeben. Und Jesus weist auf diese Unterschiede deutlich und nachdrücklich in den Antithesen der Bergpredigt hin: »Den Alten ist gesagt ...– ich aber sage euch ...«. Jesus bringt hier den Gedanken der *Entwicklung* in die Gotteslehre und die Ethik ein. Aber das Alte ist die Voraussetzung des Gegenwärtigen und muß deshalb gewahrt bleiben. Das will Lukas seinen Gemeinden sagen.

Das Vorbild für den Tempel

Aber Jesu Umgang mit der Schrift war nicht nur für die damaligen Gemeinden des Lukas ein Vorbild. Er ist es auch für uns Heutige. Auch für *unseren* Umgang mit der Schrift, für die Bibelarbeit in der Tempelgesellschaft, steht Jesus als Vorbild: kritisch und unbefangen, aber behutsam bewahrend.

Die eigentliche Bedeutung für uns Tempeler liegt darin, daß Lukas mit seiner Erzählung von der Verwerfung Jesu in Nazareth ein *biblisches* Beispiel für das kritische Hinterfragen der Schrift gibt, das sicherlich auch für das Neue Testament gilt und auf das wir uns berufen dürfen.

Im Neuen Testament finden wir Jesusworte aus den Gesprächen mit seinen Jüngern, die die eigentliche Botschaft Jesu, die eigentliche Frohbotschaft, sind. Sie wurden von seinen Schülern auswendig gelernt und später aufgeschrieben, ganz so wie es damals in den jüdischen Weisheitsschulen üblich war. Ihre Aufschriebe sind die oft erwähnten Logien, auf die die Evangelisten zurückgegriffen haben.

Daneben stehen im Neuen Testament die Berichte zur Person Jesu. Sie berichten, wie die Gemeinden Jesus gesehen haben, und wie er sich ihnen geoffenbart hat. Sie sahen in ihm die personifizierte Weisheit, die vor aller Zeit aus Gott hervorgegangen war und nun zu den Menschen gekommen ist, als das Wort, das bei Gott war. Sie sahen in Jesus die Erfüllung aller biblischen Weissagungen: er war für sie der Messias, der die Gerechtigkeit in die Welt bringt, sie sahen in ihm den Imanuel, der die Präsenz Gottes zur Rettung des Volkes ist, sie sahen in ihm den leidenden Gottesknecht, der die Sünde der Menschen auf sich nimmt. Es sind alles Bilder aus dem Alten Testament und der frühjüdischen Weisheitslehre. Aber immer sind sie Ausdruck einer tiefen Verehrung für den, der das Reich Gottes gepredigt und verkündet hat, und der aufzeigte, wie es uns zuteil werden kann. Sie verehrten ihren Meister so, wie es ihrer Zeit und dem Geist ihres Kulturraums entsprach.

Wir teilen diese Verehrung, aber nicht in den Denkkategorien und Sprachformen des ersten Jahrhunderts. Wir verehren ihn – und das ist das spezielle Anliegen des Tempels – so wie es den Vorstellungen *unseres* Kulturraums und den Gottesvorstellungen *unserer* Zeit entspricht. Und wenn wir in Jesus *primär* den Lehrer, den Propheten, das Vorbild sehen, der uns sein Gottesbild vom gültigen Vater,

Gedenkstein für Philipp Wurst errichtet

Am 13. Januar 1935 ist Philipp Wurst in Jerusalem zum Nachfolger des Tempelvorstehers Christian Rohrer gewählt worden. Im Interniertenlager Wilhelma erlitt er sechs Jahre später einen Schlaganfall, von dessen Folgen er sich nicht mehr erholen konnte. Am 7. Februar 1941 ist er gestorben. Er wurde auf dem Tempelfriedhof in Wilhelma beerdigt.

Im Zuge der Restaurierung der deutschen Friedhöfe in Haifa und Jerusalem sind die Gebeine der in den anderen Siedlungen bestatteten Toten 1970 in diese beiden Friedhöfe überführt worden. Das Denkmal für die in einem Sammelgrab auf dem Tempelfriedhof in Jerusalem beigesetzten Toten aus Jaffa, Sarona und Wilhelma ist auf der folgenden Seite abgebildet. Wegen der Vielzahl der überführten Toten konnten auf diesem Denkmal leider keine Namensinschriften angebracht werden.

Die für die Pflege und Unterhaltung der deutschen Friedhöfe in Israel zuständige TGD-Gebietsleitung ist vor einiger Zeit zu der Einschätzung gelangt, daß der Name des Tempelvorstehers von damals für Besucher des Friedhofs sichtbar erhalten bleiben sollte. Es wurden deshalb von der Arbeitsgruppe, die in diesem Frühjahr auf unseren Friedhöfen tätig war, Maßnahmen zur Errichtung eines Gedenksteins für Philipp Wurst in die Wege geleitet. Wir können heute vermelden, daß dieser Stein nun in der Nachbarschaft der Grabstätte von Tempelvorsteher Christian Rohrer gesetzt worden ist und eine Steinplatte mit folgender eingraviertem Inschrift trägt: *»Zum Gedenken – Philipp Wurst – Tempelvorsteher – geb. 16. Juni 1882 in Jerusalem – gest. 7. Februar 1941 in Wilhelma«.*

Philipp Wurst war von Beruf Lehrer gewesen. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte er 16 Jahre an der Kolonieschule in Haifa gewirkt, war außerdem noch Vorsteher der dortigen Tempelgemeinde und Bürgermeister der Deutschen Bürgerlichen Gemeinde. Nach seiner Wahl zum Tempelvorsteher blieb ihm angesichts der vielen auf ihn zukommenden Aufgaben, wie Direktionsentscheidungen, Vorträge im Saal, Arbeit an der »Warte des Tempels«, Religions- und Jugendunterricht, Pflege der wirtschaftlichen Belange usw. zum Schulhalten allerdings keine Zeit mehr.

Philipp Wurst war ein hochgeachteter Mann. Noch heute erzählen ältere Templer mit Begeisterung von ihm. Er war ein Redner, wie man ihn selten hört. Als Lehrer hatte er gelernt, daß man zu Kindern gar nicht einfach genug sprechen könne. Das übertrug er auch auf das Gespräch mit Erwachsenen. Seine Sprache war klar und bildhaft; die Gedankenführung ging geradewegs auf das Ziel zu; jedes Problem brachte er auf den einfachsten Nenner. Er fesselte und überzeugte; man wurde unwillkürlich in seinen Bann gezogen und blieb gefesselt.

(Fortsetzung von Seite 165)

seine Vision des Gottesreichs gebracht hat und seine Ethik, die zu diesem Reich führt, so ist das *unsere* Form der Verehrung Jesu. *Unsere* Ehrfurcht ist die Nachfolge im *Trachten nach dem Reich*. Und wenn wir uns mit dieser Sichtweise von anderen unterscheiden, so berufen wir uns auf Jesu Beispiel in Nazareth und darauf, auch mit dieser Auffassung in der Nachfolge Jesu zu stehen.

Es ist ein Ernstnehmen der Worte der Heiligen Schrift. Es ist der Versuch des Dialogs mit Jesus und seiner Botschaft. Und wir erkennen die Verpflichtung, die darin liegt: nämlich seine Worte aufzunehmen, sie zu akzeptieren und umzusetzen, seine Worte zu hören und zu tun.

(aus einer »Saal«-Ansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 7. Juli 1997)

Lesenswerte Bücher

Die hier vorgestellten Bücher sind unter den angegebenen Registrier-Nummern in der TGD-Bücherei zu finden. Interessenten können sie sich von einem Ältesten aushändigen oder durch die Verwaltung mit der Post zusenden lassen. Ausleihefrist: 1 Monat.

»Was wirklich in der Bibel steht – Das Buch der Bücher aus heutiger Sicht« von Manfred Barthel, Fourier Verlag Wiesbaden, 1997, 4. Auflage (TGD-Registrier-Nr. P-211)

Noch immer ist für viele die Bibel »ein Buch mit sieben Siegeln«. Daß dies nicht so sein muß, beweist Manfred Barthel, Sachbuchautor und Kenner antiker Mittelmeerkulturen. Ihm geht es nicht um theologische Deutungen, er verwendet vielmehr die neuesten Forschungsergebnisse der Bibelarchäologie und der Sprachwissenschaft, um Licht in viele bisher dunkle Stellen des Alten und Neuen Testaments zu bringen. Er bietet dem Leser mit seinen Ausführungen eine wertvolle Hilfe zum Verständnis biblischer Textstellen. Auch auf das Problem der vielen Übersetzungen der Urtexte geht er ausführlich ein und gibt interessante Informationen darüber (wer von uns Nicht-Theologen weiß zum Beispiel, daß es schon vor Luther 18 deutsche Bibelübersetzungen gegeben hat?).

Ursprünglich wollte ich dieses Buch nur oberflächlich durchblättern, um seinen Inhalt abschätzen zu können. Doch bei diesem Blättern habe ich mich so richtig »festgelesen«. Auch mir waren viele geschichtliche und sprachliche Einzelheiten über Bibelstellen noch völlig unbekannt. Da werden etwa Erläuterungen gegeben zu den im Alten Testament enthaltenen Gottesnamen: Was bedeutet Jahwe? Wie und wann kam es zu den Bezeichnungen Jehova, Elohim, Zebaoth? Warum spricht man heute vom »Buch Kohelet«, während diese Schrift früher »Der Prediger Salomo« geheißen hat? Was hat es mit der Himmelsleiter auf sich, an der der Urvater Jakob die Engel im Traum auf- und niedergehen sah? Und so geht es weiter und weiter. Es wird auch mit weit verbreiteten Mißverständnissen aufgeräumt, daß z.B. bei der von Adam und Eva verzehrte Frucht im Paradies keine Rede von einem Apfel ist, wie es doch landläufig so heißt, oder daß die Sintflut sprachlich

garnichts mit Sünde zu tun hat. Einen »Sündenfall« im Paradies hat es übrigens nach der Bibel *nicht* gegeben.

Viele Bibelstellen werden daraufhin untersucht, ob sie ursprünglicher Bestandteil der Schrift waren oder womöglich spätere Zutat. So haben Sprachforscher nachgewiesen, daß die Erzählung von der Opferung des Isaak auf einer alten sumerischen Sage beruht, die später Abraham angedichtet wurde. Das Feilschen Abrahams mit Gott um die Rettung Sodoms und Gomorras (1. Mose 18) dagegen wird als durchaus ursprünglich angesehen. Es stecke darin die volle orientalische Freude am Feilschen und der Text biete so viel Echtes an Wortwahl und Verhandlungsaufbau, daß hinter diesem Abraham bestimmt eine historische Person stehen müsse und nicht nur eine künstliche Figur.

Auch zum Neuen Testament werden dem nicht-fachlichen Leser manch unbekannte Informationen gegeben: z.B. daß es »Evangelien« schon vor Jesus gegeben hat, daß 19 der insgesamt 27 Bücher des Neuen Testaments von anderen Autoren als den angegebenen stammen, daß die »Logien« des vor 50 Jahren in Ägypten aufgefundenen Thomas-Evangeliums höchst aufschluß-reich sind (dort heißt es in Abweichung zu Luk. 14,26 vom Hassen seines Vaters und seiner Mutter und aller Verwandten: »Und wer seinen Vater und seine Mutter nicht lieben wird wie ich, wird mir nicht Jünger sein können«). Ausführlich wird auch auf die »Heiligen drei Könige« eingegangen, die gar keine Könige, sondern Astrologen aus Babylon waren (daß fromme Legenden durch historische Forschungsergebnisse nicht so leicht ins Wanken geraten, zeigt sich zu jeder Jahreswende, wenn in katholischen Gegenden die »Sternsinger« mit *Kronen* auf ihren jungen Häuptern von Haus zu Haus ziehen), sowie auf die »Heilige Jungfrau«, die nach dem Urtext lediglich eine »junge Frau« war.

An einer Stelle gibt der Verfasser des Buches den Rat, bei der Bibellektüre möglichst eine Ausgabe »mit Apokryphen« zur Hand zu nehmen. Schon Luther habe gesagt, es sei durchaus nützlich, diese Schriften zu lesen. Wer seinem Rat nicht folgt, meint Barthel, dem entgehe zum Beispiel die hübsche lebensnahe Geschichte von Susanna im Bade, von der schon so bedeutende Künstler wie Tizian, Tintoretto, Domenichino, Reni u.a. überaus eingenommen waren.

Peter Lange

»Das Unheilige in der heiligen Schrift – Die andere Seite der Bibel« von Gerd Lüdemann, Radius-Verlag Stuttgart, 1996 (*TGD-Registrier-Nr. P-210*)

Mit seinem Buch über das Unheilige in der Bibel wendet sich der Verfasser gegen das »bodenlose Unwissen christlicher Kreise bis in die Chefetagen der verfaßten Kirche hinein«. Er ist der Meinung, die Ergebnisse einer seit 250 Jahren betriebenen historisch-kritischen Erforschung der Bibel seien » – wenn überhaupt – der Öffentlichkeit nur geschönt vermittelt worden«. Wenn die Bibel als »gute Nachricht von Gottes Barmherzigkeit« gilt, so muß er unerbittlich darauf hinweisen, daß sie neben dieser Botschaft auch ganz andere Aussagen über einen unbarmherzigen

Gott enthält, beispielsweise in jenen Partien im Alten Testament, die den Befehl Gottes enthalten, mit dem Ritual des Bannes ganze Völker auszurotten! Im Neuen Testament beschäftigt ihn das peinliche Thema des Antijudaismus, dessen Ursprung im alleinigen Heilsanspruch der Christengemeinde zu suchen ist. Die gründliche Erläuterung der langen Reihe entsprechender Aussagen fördert erschreckende Tatbestände zutage. Hier fordert Lüdemann »eine entschlossene Rückbesinnung auf Jesus«, d.h. auf den in historischer Analyse gewonnenen, lange Zeit sträflich vernachlässigten »historischen Jesus«: »Nicht was dieser gedacht, gewollt und getan hat, sondern was nach seinem Tode über ihn gedacht und in seinem Namen getan worden ist, hat weitgehend die kirchliche Verkündigung in den letzten zwei Jahrtausenden bestimmt. Aber der vergottete Christus hat mit Jesus wenig zu tun.«

Max Ulrich Balsiger (in »Schweizerisches Reformiertes Volksblatt« 2/1997)

»Religionen der Welt – Grundlagen, Entwicklung und Bedeutung in der Gegenwart«, herausgegeben von Monika und Udo Tworuschka, Orbis Verlag München, 1996 (*TGD-Registrier-Nr. P-212*)

Das Interesse an Religion und Religionen hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Ohne Berücksichtigung des religiösen Faktors ist nämlich das gegenwärtige Weltgeschehen oft nicht zu verstehen. So spielen die Religionen eine Rolle im wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Leben ihrer Länder: ob wir in den Nahen und Mittleren Osten schauen (Stichworte: Re-Islamisierung, Fundamentalismus) oder in das bislang katholische Brasilien, das von den Pfingstlern zu einem protestantischen Land gemacht zu werden scheint.

Das Handbuch »Religionen der Welt« enthält einerseits Überblicksdarstellungen zu den Religionen, präsentiert ihre Kernaussagen und gibt Einblicke in die Praxis. Neuartig ist der Versuch, die Religionen regional darzustellen. Da es um die Religionen der Gegenwart geht, sind alle »vergangenen Religionen« nicht aufgenommen worden. Doch auch bei den »lebenden Religionen« mußte ausgewählt werden. Ein besonderes Augenmerk haben die Herausgeber dabei nicht nur auf traditionelle »Kernländer« der einzelnen Religionen gelegt, sondern auch auf die Situation religiöser Minderheiten: Artikel über Hinduismus in Großbritannien, Buddhismus in Deutschland oder Islam in Frankreich mögen nur auf den ersten Blick »exotisch« wirken, machen jedoch schlaglichtartig deutlich, daß die zeitgenössische Religionsgeschichte von einer erstaunlichen Dynamik gekennzeichnet ist.

Aus dem Interesse des Handbuchs an den gegenwärtigen Religionen ergeben sich weitere Schwerpunkte: in Form von »Essays« wurden ausgewählte Probleme dargestellt, die in der augenblicklichen Diskussion eine Rolle spielen und dem gewachsenen Informationsbedürfnis des religionswissenschaftlichen bzw. theologischen »Laien« entgegenkommen wollen.

Ein umfangreiches Glossar schlüsselt die meisten der in den Texten vorkommenden unbekannteren Begriffe auf und enthält zahlreiche Querverweise, die zum Weitersuchen animieren sollen. (Aus dem Vorwort des Handbuchs)